

Der ungebetene Gast

VON JOSEF J. LINK

Professor Umberti zerdrückte den Rest einer Zigarette im Aschenbecher und trank mit einer hastigen Bewegung das Cognacglas leer. Dann stand er aus dem Klubsessel auf, ging langsam zur Tür und drehte die große Deckenbeleuchtung an. Er sah sich in seinem Arbeitszimmer um, als täte er dies zum erstenmal. Seiner großen hageren Gestalt hätte niemand die sechzig Jahre zugetraut; soviel männliche Geschmeidigkeit war in der Bewegung, mit der er jetzt auf die hohe Bücherwand zutrat. Die randlosen Gläser der Brille spiegelten die Reflexe des Lichts. Seine schmalen, fast blutleeren Lippen trugen deutlich den Ausdruck des Spotts. Aber die Gebärde, mit der er nun den Arm hob, als wolle er ein bestimmtes Buch aus der langen Reihe herausgreifen, und sogleich wieder sinken ließ, verriet die Unentschlossenheit seiner Gedanken. Gleich darauf ging er zu dem Fernsehgerät hinüber, das sein Blick mit einem gewissen Stolz umfing. Seine Finger spielten an den Einstellknöpfen, ohne sie indes zu betätigen. Dann sah er auf die Uhr: 20.30 Uhr.

Sie werden etwas Weihnachtliches senden, dachte er und schaute dabei gelangweilt vor sich hin. Sie sagen: Heiliger Abend. Aber Professor Umberti wollte nichts davon hören und sehen, wie die Christenheit ihr Weihnachtsfest beging. Er hielt sich für einen ungläubigen Menschen und hatte nur ein nachsichtiges Lächeln für den Zauber — so nannte er es bei sich —, mit dem die Christen an diesem Abend eine rührselige Stimmung zum Vorwand nahmen, um einander Gutes zu tun. Wahrhaftig, dazu brauchte er weder die Stimmung noch den Glauben an diesen Jesus von Nazareth. Deshalb gab es im Hause des Professors weder einen Weihnachtsbaum noch sonst irgendein Zeichen weihnachtlichen Festglanzes. Er war stolz darauf, ohne alles dies zu leben.

Professor Umberti hob ein wenig den Kopf, wie um zu lauschen.

Er hörte nur das leise Ticken der Uhr. Mit einer eiskalten Genugtuung fühlte er, daß er allein war.

Da schrillte das Telefon. Der Professor nahm den Hörer ab. „Du bist es, Lisa? Guten Abend!“ sagte er ruhig und wenig überrascht in die Sprechmuschel hinein. Mit dem Vergnügen, wie man es an Kindern hat, hörte er die Stimme seiner um zwanzig Jahre jüngeren Frau, die aus einer Skihütte in den Bergen ihn anrief: Sie könne ihm zwar kein frohes Weihnachtsfest wünschen; sie wisse ja, daß er keine Weihnacht habe. (Sie bemerkte das mit einer launigen Spitzbübigkeit, als wenn sie davon spräche, daß er kein Interesse für den Tennissport habe.) Aber sie bäte ihn, sich zu überlegen, ob er nicht doch noch nachkommen wolle. Sie und Maritta — das war ihre einzige Tochter — hätten eine ausgezeichnete Gesellschaft angetroffen und verlebten jedenfalls ihrerseits mit Skiwanderungen und abendlichem Hüttenzauber ein herrliches Weihnachtsfest.

Der Professor lächelte vieldeutig vor sich hin. Nein, nein, erwiderte er, er sei froh, einmal achtundvierzig Stunden in Ruhe gelassen zu werden. Er wolle die Tage benutzen, um einmal gründlich auszuschlafen. Das sei dann immerhin für ihn ein Gewinn des Weihnachtsfestes, spöttelte er. Also dann: frohe Tage. — Das Gespräch war beendet. Klick — der Hörer lag wieder in der Gabel des Apparates.

Nachdenklich trat Professor Umberti auf den Balkon hinaus, der an sein Arbeitszimmer grenzte. Er hatte plötzlich das Bedürfnis, die frische Nachtluft um seine Stirn zu spüren. Es war ein klarer, kalter Abend. Der Professor hob sein Angesicht zu den Sternen. Sein Geist drang in die Tiefe des Weltraumes ein. Wenn nur etwas wahr wäre an dieser Botschaft der Weihnacht, überlegte er, dann treiben sie mit ihren Gewohnheiten, diese Nacht zu begehen, eine furchtbare Verhöhnung. Wie er so stand, sah er, daß vom Horizont her sich eine dunkle Wolkenwand heraufschob und den Glanz des Sternenhimmels auslöschte. Der Professor trat in das warme Zimmer zurück und drückte die Balkontür ins Schloß. Kurz darauf löschte er das Licht und begab sich zur Ruhe.

Richard Berber ging, den Kopf tief in den hochgeschlagenen Mantelkragen gezogen, an diesem Abend die Gartenstraße hinauf, die durch das Villenviertel führte. Er war lange durch die Straßen der großen Stadt gelaufen, hatte sich zwischen den eiligen Menschen an den hell erleuchteten Schaufenstern vorbeigeschoben und mit den Rudeln der Fußgänger die Straßenkreuzungen überquert. Noch klang ihm das eindringliche Glockensignal der überfüllten Straßenbahnen, die sich zwischen den Schlangen der Autos ihren Weg suchten, in den Ohren. Dann, als die Geschäfte schlossen, hatten sich plötzlich die Straßen geleert – wie auf einen geheimen Befehl. Hinter den Fenstern der Wohnungen machten sich Wärme und Wohlbehagen breit. Auf dem großen Platz, auf dem es jetzt verkehrsstill geworden war, strahlte im Glanz der elektrischen Lichter der Weihnachtsbaum für alle . . .

Die Glocken, die jetzt ihre Stimme erhoben, erinnerten Richard Berber daran, daß im Obdachlosenasyll auch für ihn ein Weihnachtstisch bereitet war. Aber nach einigem Überlegen hatte er sich entschlossen, nicht dorthin zu gehen. Er kannte sein weiches Herz. Es würde wehmütige Erinnerungen geben und Tränen – über ein Leben, von dem Richard Berber glaubte, daß es doch nicht mehr zu ändern sei. Ein Landstreicher war er geworden – nicht gerade gefährlich, aber eben doch unbeliebt und verdächtig. Dennoch – so meinte er – tüchtig genug, um einen Abend wie diesen auf seine eigene Weise zu verbringen.

Jetzt hatte er das Haus von Professor Umberti erspäht, und es fiel ihm auf, daß es völlig im Dunkeln dalag. Also ging er vorsichtig näher heran, umschlich das Haus von allen Seiten und schätzte, daß seine Bewohner verweist sein müßten, in die Berge oder weiß Gott wohin. Und sogleich erwachte in ihm der Wunsch, sich vielleicht in der Vorratskammer ein gutes Mahl zu bereiten und dann auf einer Couch wohligh ausgestreckt zu schlafen. Nein, mehr nicht! Berber plante keinen Raub und keine Plünderung. Nur etwas ausgleichende Gerechtigkeit, wie er so etwas in seiner Landstreicherphilosophie nennen würde. Vielleicht würde er sogar einen Dankesbrief hinterlassen, damit die

Bewohner bei ihrer Rückkehr auch erführen, daß sie einem armen Landstreicher in der Heiligen Nacht etwas Gutes getan hatten.

Mit einer unwahrscheinlichen Gewandtheit und Lautlosigkeit erkletterte Berber den Balkon und zischte leise durch die Zähne, als er weder die Rolladen heruntergelassen noch die Balkontür verschlossen fand. Schon wollte er umkehren, weil er glaubte, unter diesen Umständen könne das Haus unmöglich von allen Bewohnern verlassen sein; aber schließlich lockte es ihn doch, das einmal begonnene Abenteuer auch zu Ende zu führen. Vorsichtig ließ er die abgeblendete Taschenlampe aufblitzen. Als sich nichts rührte, ging er noch einige Schritte tiefer in das Zimmer hinein.

Professor Umberti war indessen aufgewacht und glaubte in seinem Arbeitszimmer ein Geräusch gehört zu haben. Gleichzeitig fiel ihm mit erschreckender Gewißheit ein, daß er die Balkontür nicht verschlossen hatte. Glücklicherweise lag sein Revolver in der Schublade des Nachttisches. — Professor Umberti war immer ein vorsichtiger Mann gewesen. Während er seinen Herzschlag bis zum Halse hinauf fühlte, verließ er, jedes Geräusch vermeidend, das Bett. Den Revolver schußbereit, riß er schließlich die Tür zu seinem Arbeitszimmer auf und fuhr mit der Hand nach dem Lichtschalter. Richard Berber war von der plötzlichen Helle eine Sekunde lang verwirrt. Dann sah er den Revolver auf sich gerichtet und hob sogleich die Arme. Einige Augenblicke standen sich die Männer so gegenüber, jeder auf einen erbitterten Zweikampf gefaßt, aber auch jeder unlustig, es auf das Äußerste ankommen zu lassen.

Als Professor Umberti sich vergewissert hatte, daß der Eindringling keine Waffe bei sich trug, befahl er ihm, sich zu setzen. Dann begann er, immer noch den Revolver in der Hand, das Verhör. Und er erfuhr die Geschichte eines armen Lebens, voll Schwäche und Schuld, die Geschichte eines Mannes, der in der Weihnachtszeit eine gute Mahlzeit suchte und ein Lager zum Schlafen. Merkwürdigerweise empfand es der Professor gar nicht einmal so sonderbar, daß dieser Mann gerade zu ihm ge-

kommen war. Und so kam es auch wohl, daß der Professor den Fremden, noch ehe er seinen Namen erfuhr, fragte, ob er denn kein Christ sei, daß er es über sich bringe, diese heilige Nacht — mit deutlicher Ironie sagte er das — durch ein Verbrechen zu entweihen?

Vielleicht wäre es etwas gewagt, erwiderte der Landstreicher, wenn er von sich sage, er wäre ein Christ. Aber dennoch hoffe er, daß Gott ihn nicht unter die Heiden rechne und seine krummen Wege gerade mache, wenn es einmal soweit mit ihm sei. Und ein Verbrechen habe er gewiß nicht begehen wollen, sondern nur ein wenig Gerechtigkeit für sich gesucht, wenn es auch eben eine Landstreichergerechtigkeit sei. Aber jetzt möge der Herr die Polizei anrufen. Dies letzte sagte Berber nun wieder mit der listigen Hoffnung, daß er dabei eine Gelegenheit erwischen könnte, doch noch zu entkommen.

Seltsamerweise aber hatte Professor Umberti eine ihm selbst unerklärliche Scheu, diesen Menschen in dieser Nacht der Polizei zu übergeben. Er schien einen Augenblick scharf nachzudenken. Dann fragte er den Fremden nach seinem Namen. Zugleich nannte er ihm seinen eigenen. Berber hingegen vermutete immer noch eine Gefahr für sich und sagte, er heiße Richards.

„Also gut, Herr Richards“, schlug Umberti in einer Anwendung von Abenteuerlichkeit vor, „ich lade Sie ein, den Abend bei mir zu verbringen. Sie sollen ein gutes Essen haben, einen guten Trunk und eine gute Schlafstätte. Sind Sie's zufrieden?“

Nun wußte Berber nicht, wie ihm geschah. Eine dumme Rührung stieg in ihm hoch und kämpfte mit dem Gedanken, welche Falle ihm nun bereitet würde. Darum bat er den Professor, ihn doch einfach an die Luft zu setzen. Er werde gewiß so schnell wie möglich das Weite suchen. Der Professor aber bestand jetzt auf seiner Einladung. Er forderte seinen ungebetenen Gast auf, es sich bequem zu machen, und ging selbst, sich den Morgenrock überzuwerfen. Jetzt, in diesem Augenblick, hätte Richard Berber eine Gelegenheit gehabt, zu entkommen; seltsamerweise aber saß er in dem Klubsessel wie erstarrt. Er verstand sich selbst nicht mehr. Er dachte nur, welch eine seltsame Nacht dies

sei, in der es offenbar für den Bedrohten keine Gefahr gab und die aus einem Einbrecher einen Gast machen konnte.

Dann aß Berber, was der Professor ihm vorsetzte. Schließlich tranken sie zusammen einen guten Wein. Professor Umberti war der eifrigste und aufmerksamste Gastgeber. Alle Lange- weile und Mißvergnügtheit war verschwunden. Eine freudige Bewegung hatte sein Herz ergriffen, als er beobachtete, wie der Körper seines Gastes sich aus dem sprunghaften Geducktsein löste, wie die Augen des fremden Mannes ruhig und leuchtend wurden, wie er zutraulich zu erzählen begann. Als der Fremde ganz unvermittelt sagte: „Übrigens heiße ich richtig Richard Berber“, nahm Professor Umberti auch dies mit einem vergnügten Lächeln hin, als hätte er das schon längst gewußt.

Schließlich gestand Berber: „Dies ist die seltsamste Weihnachts- nacht, die ich je erlebt habe“, und fügte noch hinzu: „Wenn wir jetzt noch einen Baum hätten und ein paar Lichter entzünden könnten...“ Eine leichte Verlegenheit zeichnete sich in das sonst so selbstbewußte Gesicht Professor Umbertis. Er vergaß die ironischen Bemerkungen, die er sonst für solche Anspielun- gen bereit gehabt hätte. Hilflös sah er sich im Raum um. Dann fiel sein Blick auf das Fernsehgerät. Er war bereit, in dieser Stunde alles zu tun, was er sonst nie getan hätte. „Warten Sie, vielleicht haben wir Glück“, sagte er und stellte das Gerät ein. Bilder erschienen auf dem Schirm: das Innere einer Kirche, Mönche beim feierlichen Gottesdienst. Eben hob der zelebrie- rende Mönch die Arme in der feierlichen Gebetshaltung der Kirche und stimmte den Jubelgesang der Weihnacht an: Gloria in excelsis Deo . . .“ Und der Chor fiel ein: „... et in terra pax hominibus bonae voluntatis. Laudamus te . . .“

„Sie feiern die Messe“, flüsterte Berber, ohne den Blick von dem Bildschirm zu lösen. „Ich war eingeladen heute abend . . .“

„Können Sie Latein verstehen?“

„Nein, aber das da versteht doch jeder.“

Sie schwiegen jetzt beide. Professor Umberti schaute statt auf den Bildschirm in das Angesicht des Landstreichers, das jetzt völlig gelöst war und ohne jede Verstellung. Er ist kein schlech-

ter Mensch, dachte er, er ist wahrhaftig ein Gläubiger. Ich kann ihm bis auf den Grund seiner Seele schauen.

Das Evangelium wurde gesungen. Die Kamera schwenkte unterdessen über die Gemeinde hinweg zur Krippe. Die weihnachtliche Szene erschien auf dem Bildschirm: das Kind, in Windeln gewickelt, die heiligen Personen und die staunenden und anbetenden Hirten. Wie Berber jetzt so dasaß, den Körper vorgebeugt, das Gesicht und die Augen unbeweglich und ergriffen auf den Bildschirm gerichtet, dachte Umberti bei sich: Er ist einer von ihnen. Und der Professor war versucht, aufzustehen und leise hinwegzugehen, weil er nicht glauben konnte. Dann, als die Handlung am Altar ihren Fortgang nahm, erhob sich Umberti und löschte mit einem Handgriff das Bild auf dem Schirm. „Wir wollen jetzt schlafen gehen“, sagte er. Der Klang seiner Stimme war spröde und brüchig. Der Landstreicher schaute ihn mit einem wehrlosen Erstaunen an. Dann erhob er sich endlich. Umberti führte den Gast auf sein Zimmer: „Schlafen Sie gut, Herr Berber. Morgen früh wollen wir weiter sehen.“ Berber stammelte einige verlegene Dankesworte.

Während Umberti noch wach in seinem Bett lag, fing er an, sich einen dummen und unvorsichtigen Jungen zu schelten, der dem listigen Manöver eines gewiegten Verbrechers zum Opfer gefallen sei. Aber eine andere Stimme sagte ihm, daß er wirklich das Gesicht eines Hirten gesehen habe, der den Gesang der Engel vernommen hat und unterwegs zur Krippe ist. Dennoch versuchte seine Hand, ob sie den Revolver, der wieder auf dem Nachttisch lag, mit einem Griff erreichen könnte.

Als Professor Umberti am anderen Morgen erwachte, mußte er sich erst mühsam an alles das erinnern, was in der Nacht gewesen war. Er lauschte angestrengt, ob nicht irgend etwas im Hause sich bewege. Dann stand er auf, kleidete sich an und ging zum Fremdenzimmer hinüber. Einen Augenblick stand er zögernd. Endlich öffnete er die Tür. Das Zimmer war verlassen. Von einem Landstreicher geschweige denn von einem Hirten war nirgends eine Spur.

Das Fenster war nur angelehnt. Umberti riß es auf und sah

hinaus. Draußen war frischer Schnee gefallen, und noch immer flockte es in dichten Schleiern zur Erde. Unten im Schnee sah er die Fußspuren eines Menschen. Sie führten zur Straße hin und der Stadt zu. Da wandte sich der Mann am Fenster um. Daß er nun wieder allein war, fühlte er fast wie einen körperlichen Schmerz.

Hinter dem Vorhang der tanzenden Schneeflocken hörte er von den Türmen der Stadt die Glocken läuten.

Wenn er doch geblieben wäre, sann Umberti vor sich hin — wir hätten vielleicht wirklich Weihnachten gefeiert. Denn sicher war er einer von denen, die das göttliche Kind suchen, seine Liebe und seine Gerechtigkeit. —